



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

### Jagdlied.

Es klingen die Hörner so hell durch den Wald,  
Das Echo giebt's wieder tausendfalt;  
Halli, hallo!  
Das jauchzet so froh;  
Doch zitternd das schüchterne Wild entfloh.

Mit bellenden Rüden, auf schnaubendem Hof  
Braust her wie ein Wetter der Jäger Troß.  
Halloh, halli!  
Vorüber sind sie;  
So schwindet das Leben, Du weißt nicht viel!

Das Leben ist auch eine lustige Jagd,  
Das Glück zu erhaschen bei Tag und Nacht,  
Halli, hallo!  
Wenns auch entfloh:  
Was gilts — wir erhaschens noch irgendwo!

### Wiedererstandenen.

Roman von M. C. Braddon.

[Fortsetzung.]

(Nachdruck verboten.)

Der Fremde sah die Lage, nachdem man ihn mit allen Umständen bekannt gemacht hatte, als eine verzweifelte an. Der erste heftige Schneesturm hatte eine Woche, nachdem der Führer zurückgeschickt worden war, stattgefunden. Wenn der Indianer nicht vor dieser Zeit an seinem Auge vertrauten Merkzeichen die rechte Spur entdeckt hatte, waren alle seine Hoffnungen, das Fort zu erreichen, trügerisch.

Watschi, wie die Gefährten der Kürze halber ihren Gast nannten, erschloß ihnen durch seine leidenschaftliche Musik das Land der Träume und half ihnen so über manche düstere Stunde hinweg. Auch bei der Arbeit war er unermüdlich. Er fällte Fichtenstämme mit dem Beil, schleppte neue Vorräte von Brennmaterial in die Hütte und holte Wasser aus einem entfernten See, wo nur eine einzige Stelle vom Eise frei geblieben war.

Obgleich zu Zeiten sehr gesprächig, erwähnte er fast niemals seine Vergangenheit.

„Sie spielen auch andere Instrumente als die Geige?“ wagte Kolling ihn einmal zu fragen.

„Ich spiele fast sämtliche Saiteninstrumente,“ erwiderte er gleichgiltig.

„Natürlich auch Klavier?“

„Natürlich.“



Poesie. Nach dem Gemälde von R. Beysslag.  
(Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.)

Drei Tage und drei Nächte weilte der Fremde bereits in der Hütte; am Morgen des vierten zeigte er große Ungeduld und lief in dem engen Raum wie ein gefangener Jaguar hin und her.

„Nein, länger halte ich es hier nicht aus,“ rief er. „Ich gehe wieder hinaus. Mit Hilfe der Sterne werde ich in der Richtung des Stillen Ozeans vorwärts marschieren. Mehr als umkommen kann ich draußen auch nicht. Besser erfrieren, als verhungern.“

Die vier Männer saßen um das Feuer, ihre letzte Pfeife rauchend, denn Matzchi hatte eben den spärlichen Rest seines Tabaks mit ihnen geteilt, als ein eigentümlicher hohler Schrei, wie der Klage laut eines geängstigten Vogels, aus der Ferne vernehmbar wurde.

„Unser Indianer!“ jubelte Kolling, sich erhebend. „Endlich! Endlich! Gott im Himmel sei Dank!“

Der Schrei wiederholte sich, und dieses mal unterschied man deutlich eine menschliche Stimme.

„Ja,“ rief Trebor, „das ist das verabredete Zeichen!“

Julius Kolling riß einen der brennenden Holzklößen vom Herd und lief, den Schrei des Indianers nachahmend, dem Heimkehrenden hoffnungsfreudig entgegen. Nur zu bald sollten sie alle enttäuscht werden. Eine geisterbleiche, gespensterhafte Erscheinung, ein Bild des Hungers wankte auf sie zu.

Der Indianer kam mit leeren Händen zurück. Weder Pferde noch Hunde folgten ihm. Mit flehenden Augen blickte er die Unglücksgefährten an, zum reden war er zu schwach. Sie trugen ihn in die Hütte ans Feuer und gaben ihm zu essen und zu trinken.

Als er sich erwärmt und gesättigt hatte, berichtete er seine Erlebnisse. Den Weg nach dem Fort hatte er nicht gefunden, aber herumziehende Indianer nahmen sich seiner an. Schwer erkrankt, hatte er lange ohne Bewußtsein in ihrer Hütte gelegen. Kaum wieder genesen, wollte er um jeden Preis zu denen wieder zurückkehren, die ihn ausgeschiedt hatten, Hilfe zu holen. Die in seinen Kleidern eingenähten Banknoten trug er noch bei sich, denn was er einkaufen sollte, war nicht zu erlangen gewesen.

„Ich bringe keine Hilfe,“ sagte er in seiner eigenen Sprache, „und kam nur wieder, um mit Euch zu sterben.“

„Ob einer mehr oder weniger stirbt, macht keinen Unterschied,“ entgegnete der Fremde in dem Dialekt des Indianers mit großer Geläßigkeit. „Machen wir noch einen Versuch, dem Tode zu entgehen. Deine Bemühungen, den Weg nach der Feste zurückzufinden, sind Dir diesmal mißglückt; daß ist kein Grund, auch ein zweites mal keinen Erfolg zu haben. Wenige große Unternehmungen sind gleich beim ersten Versuch gelungen. Wenn Du Dich wieder erholt und gekräftigt haben wirst, mein Freund, wollen wir beide die Wanderung gemeinsam antreten. Ich kenne das Land ein wenig, und mit Hilfe Deiner, Euch Eingeborenen eigenen scharfen Augen und Ohren werden wir schon ans Ziel kommen.“

Der Indianer sah den Fremden, der keinen besonders günstigen Eindruck auf ihn zu machen schien, vermundert an.

„Ich bin bereit, alles zu thun, was meine Herren mir gebieten,“ erwiderte er unterwürfig.

Zwei Tage gönnte er sich Ruhe, dann erklärte er unaufgefordert, er fühle sich so weit gekräftigt, jedem ihm erteilten Befehl zu gehorchen.

Die selbstbewußten Reden des Fremden hatten den Gefährten zu seiner, dem Führer überlegenen Einsicht Vertrauen eingeflößt, sodaß sie nicht zögerten, den Beiden ihre Einwilligung zu einem nochmaligen Versuch zu geben, nach der Feste zu gelangen.

Julius Kolling hielt jetzt eine neue Pflicht in der Hütte zurück. Gottfried Trebor, der Leichtfertige, Furchtlose, war am Fieber erkrankt. Von nun an hatte der junge Arzt keine Sorge, die ihn mehr am Herzen lag, als die für seinen Freund.

Trebors Krankheit erhöhte die Not der drei Gefährten bis zum Unerträglichen. Er, ein geübter Schütze, hatte auf seinen Jagdzügen immer dieses oder jenes Tier erlegt, und seine Beute den Hunger abgewehrt. Dagobert Holm ging mit seiner Büchse jeden Morgen einige Stunden in den Wald, doch nicht ein einziges mal stellte sich ihm ein Wild.

Eine Woche nachdem Matzchi und der Indianer sie verlassen hatten, streifte Kolling, vom Hunger und der Furcht gequält, daß Trebor vielleicht schon nach wenigen Tagen die müden Augen zum ewigen Schlummer schließen werde, im Walde umher. Die Borräte in der Hütte konnten kaum noch vierundzwanzig Stunden ausreichen. In solch einem Gemütszustand durfte er sich eine erfolgreiche Jagd nicht gut versprechen.

Um nicht wieder mit leeren Händen zurückzukehren, wanderte er weiter als gewöhnlich, in dem Bewußtsein, er vermöge trotz seiner ärztlichen Erfahrung für den Kranken nicht mehr zu thun als Dagobert Holm, dem die Heilkunde ein Buch mit sieben Siegeln war, frische Nahrung aber werde unter allen Umständen heilbringend sein.

Er kam an eine kreisrunde Lichtung mitten im Herzen der Wildnis und überraschte einen einsamen mageren Büffel, den

ersten, den er seit länger als einem Monat gesehen hatte; der letzte war von Gottfried einige Tage vor dem Beginn der vergeblichen Wanderung des Indianers geschossen worden. Das Tier krachte im Schnee, um zu dem spärlichen Gras unter der Eisfläche zu gelangen. Kollings durch die Schneefläche geräuschlosen Schritte schreckten das Wild nicht auf. Er feuerte ganz aus der Nähe, und das Tier, matt und verhungert wie er selbst, stürzte kopfüber in den Schnee.

Erleichtert aufatmend, zog er sein Jagdmesser hervor, schnitt die Zunge und noch einige der besten Teile aus, so viel er davon tragen konnte, und begrub dann mit unendlicher Mühe das, was von der Beute noch übrig war, unter dem Schnee, um es am anderen Morgen mit Dagobert heimzuholen.

Als er mit seiner Arbeit fertig, war die Dunkelheit hereingebrochen. Ueber den Wipfeln der Fichten schimmerten matt einige Sterne, aber er hatte eine Handlaterne bei sich, die er nötigenfalls anzünden konnte. Er mußte überlegen, welchen Weg er gekommen war. Großer Gott, wenn er sich zu weit entfernt hätte und sich nicht zurückfinden könnte! Dort in der einsamen Sütte lag Gottfried im Sterben, ohne daß sein Arm den zurücksinkenden Kopf stützte, seine liebende Hand ihm den Todeschweiß von der Stirn trocknete! Dieser Gedanke machte ihn fast wahnsinnig. Er blickte nach den Sternen, seinen einzigen Führern, belud sich mit seiner Bürde und schritt hastig in der Richtung fort, die er für die richtige hielt.

Während ihrer gezwungenen Anthatigkeit hatten Trebor und Kolling sich mit dem Aussehen des Waldes in einem Umkreis von mehreren Stunden um ihre Hütte vertraut gemacht. Sie kannten den Lauf des Flusses und hatten beim Fällen des Brennholzes breite Gänge geschlagen, von Strecke zu Strecke einen Stamm von sechs Fuß stehen lassend, wie Pfeiler, derart, daß sich innerhalb einer halben Stunde von ihrer Hütte auf allen Seiten durch gewisse Merkzeichen gekennzeichnete Wege befanden.

Aber heute hatte Kolling den Fluß aus den Augen verloren. Nach einer halbstündigen Wanderung hemmte er seine Schritte und zündete seine Laterne an, um Umschau zu halten.

Überall undurchdringlicher Wald, zum Himmel ragende, schneebedeckte Fichten, eine trostlose Einförmigkeit, nirgends ein Merkmal, nach dem er sich hätte richten können.

„Zu solcher Zeit fern von ihm zu sein!“ dachte er seufzend. „Die glücklichsten Stunden der Jugend mit ihm geteilt zu haben und bei seinem Ende fern von ihm!“

Verzweifelt eilte er vorwärts — doch plötzlich blieb er stehen, von einem unerwarteten Anblick so überwältigt, daß die Arme schlaff niedersanken, und seine Last ihm vor die Füße stürzte. Nicht in dem dichten Walde, der willkommenen Schein von dem Feuer eines Wanderers, die stetige Flamme eines Feuers, von aufgehäuften Fichtenstämmen, Wölfe und Bären abzuhalten und dem knirschenden Frost Trotz zu bieten.

Kolling nahm seine Last wieder auf und schritt auf das Feuer zu. Der Schnee war zu einer Art Kessel ausgegraben, in dessen Mitte ein gewaltiges Feuer brannte. Vor den lodernnden Scheiten lag, gemächlich hingestreckt, ein Mann mit wirrem Haar, wilden Augen und einem hageren, verdürrten Gesicht, das selbst die rote Blut des Feuers nicht aufzuhellen vermochte.

„Wie,“ rief Kolling, ihn auf den ersten Blick erkennend, „Sie sind nicht weiter als bis hierher gekommen, Matzchi? Ein trauriges Ergebnis Ihrer gerühmten Klugheit! Wo ist der Indianer?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht schon tot. Wir veruneinigten und trennten uns bereits vor zwei Tagen. Der Kerl ist durch und durch ein Schurke.“

„Das glaube ich nicht. Wahrscheinlich bestand er darauf, nach der Feste zu gehen, und Sie weigerten sich, ihn zu begleiten. Das wird die Ursache Ihres Streites gewesen sein.“

„Nehmen wir an, es sei so,“ erwiderte der Fremde mit spöttischem Gleichmut; „haben sich die Dinge bei Ihnen gebessert, seit ich fort bin?“

„Nein, im Gegenteil, es ist bei uns viel schlimmer geworden. Gottfried Trebor hat den Typhus und ist dem Tode nahe.“

„Der Tod scheint uns alle zu bedrohen. Deshalb würde ich gern mit Ihrem Freunde tauschen, der wahrscheinlich unbewußt von dieser Erde scheiden wird. Schrecklicher ist es, die langsam und doch so schnellen Stunden zu berechnen, die zwischen mir und der Vernichtung stehen.“

Kolling sah auf das scharfmarkierte, leidenschaftlich durchwühlte Gesicht spöttisch, halb mitleidig nieder.

„Sie sehen keinen Horizont jenseits des Grabes?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte der Fremde kurz.

„Können Sie mir helfen, den Weg nach unserer Hütte wiederzufinden?“

„Nein, ich glaube meilenweit von ihr entfernt zu sein. Wie es scheint, bin ich im Kreise umher gewandert.“

„Wo haben Sie den Indianer gelassen?“

„Ich weiß es nicht. Es giebt kein „Wo“ in dieser Wildnis.“

Plötzlich wurden Rollings Blicke, die in dem tiefen Schneetessell umherwanderten, wo jeder Zoll breit durch die Feuersbrunst tageshell beleuchtet war, von einem Gegenstand gefesselt, der seine Neugier erregte, einigen Knochen, die halbverbrannt, von den Flammen umzingelt, zur Seite lagen.

„Sie hatten Glück auf der Jagd, wie ich sehe,“ sagte er, auf die Knochen deutend. „Wie haben Sie das ohne Büchse fertig gebracht?“

„Ein Messer ist manchmal so gut wie eine Büchse,“ erwiderte der Fremde, ohne aufzublicken, den langen mageren Arm ausstreckend, um die Ueberbleibsel seiner Beute ins Feuer zu schieben, doch ehe er sich dessen versah, sprang Rolling in den Kessel, kniete nieder und riß mit den bloßen Händen die Knochen aus den Flammen zurück. „Mörder! Teufel!“ schrie er, dem Fremden einen Blick tiefen Abscheus zuwerfend. „Das sind menschliche Knochen, das ist der Vorderarm eines Mannes.“

„Das ist nicht wahr. Ich habe einen Wolf in der Falle gefangen und ihn mit meinem Messer totgestochen.“

„Das sind menschliche Knochen!“ erklärte der Arzt mit ruhiger Bestimmtheit. „Sie wurden zum Mörder, um den Tod von sich abzuwenden. Ich hätte nicht übel Lust, Dich niederzuschießen wie einen Wolf, denn Du bist ärger als solch eine Bestie.“

„Thun Sie es nur, es ist mir recht. Der Hunger kennt kein Gesetz der Menschlichkeit. Ich habe nichts anderes gethan, als was vor mir schon hunderte von Schiffbrüchigen gethan haben, was Sie selbst in meiner Lage gleichfalls nicht unterlassen haben würden. Wir hatten buchstäblich fünf Tage nicht einen Bissen gegessen, als ich ihn mit einem Beil niederschlug. Ich schnitt ihm einen Arm ab und begrub das Uebrige dort unter dem Schnee. Als ich es that, war ich halb wahnsinnig, und doch war es Barmherzigkeit den Unseligen von seinem Elend zu erlösen. Wäre er ein Weiber gewesen, würde ich mit ihm gelobt haben, welcher von uns beiden geopfert werden sollte; mit einer Rothhaut glaubte ich es nicht so genau nehmen zu müssen. Die Reihe kann nächsten an mich kommen. Schießen Sie mich nieder, wenn Ihnen ein so jammervoller Kerl einen Schuß Pulver wert ist, und ich will es Ihnen danken.“

„Nein, ich habe nicht das Recht, mich zu Ihrem Richter oder Henker aufzuwerfen. Ich überlasse Sie Ihrem Gewissen, doch wagen Sie sich je wieder über unsere Schwelle, gleichviel in welcher Absicht, so schicke ich Sie nieder wie einen Hund, so wahr Gott im Himmel lebt.“

Matschis durchdringende Augen folgten der entschwindenden Gestalt seines Anklägers, und seine Lippen verzogen sich zu einem triumphierenden Grinsen.

„Du hast vergessen, mich nach dem Gelde zu fragen, Freund, das der Indianer bei sich trug,“ murmelte er. „Lieber will ich für einen Kannibalen als für einen Dieb gehalten werden. Mit dem Gelde kann ich das Leben wieder von neuem beginnen, wenn es mir glückt, mich aus diesem Walde herauszufinden.“

Erst in der Morgendämmerung langte Doktor Rolling, mit

seiner Beute beladen, in der Hütte an, und zu seiner unaussprechlichen Freude belehrte ihn ein einziger Blick, daß bei dem Kranken eine Veränderung zum Besseren eingetreten war.

Aus einem Teile des Büffelweisses bereitete er eine kräftige Brühe, die er Gottfried Löffelweise einflößte. Dagobert Holm erzählte er sein Abenteuer im Walde.

„Wenn der Bursche wieder Hunger verspürt,“ rief Dagobert, „so wird er kommen, um uns zu verspeisen!“

„Er wird unsere Schwelle nicht überschreiten. Glauben Sie, ich würde es leiden, daß jenes reizende Tier sich unserem Kranken näherte? Ich habe dem Menschen gesagt, was ihm bevorsteht, wenn er sich hierher wagt. Er kennt das Schicksal, das ihn alsdann erwartet.“

„Sie würden ihn töten?“ — „Unbedenklich.“ — „Und Sie hätten recht. Es ist ein unangenehmer Gedanke, aufgefressen zu werden.“

Die Genesung Treborns machte langsame, aber stetige Fortschritte. Doktor Rolling wachte jede Nacht an dem Lager seines kranken Freundes, die geladene Flinte im Arm. In der dritten Nacht nach seiner Heimkehr aus dem Walde ließ sich Geräusch vor der Hütte vernehmen. Eine ungeduldige Hand rüttelte an der fest verrammelten Thür, und als sie nicht nachgab, an dem nur lose sitzenden Fenster, das nach einem heftigen Stoß laut krachend in die Hütte stürzte, während in der Oeffnung ein Kopf mit schwarzem, zerzaustem Haar und knochige Schultern sichtbar wurden. „Ich sterbe vor Hunger,“ rief eine heisere Stimme, die Stimme Matschis. „Gebt mir Obdach und etwas zu essen, es ist meine letzte Aussicht auf Rettung.“

Zulius Rolling erhob seine Büchse, legte an und zielte.

„Ich sagte Ihnen, was Sie erwarten, wenn Sie es wagen, hierher zu kommen,“ rief er und feuerte.

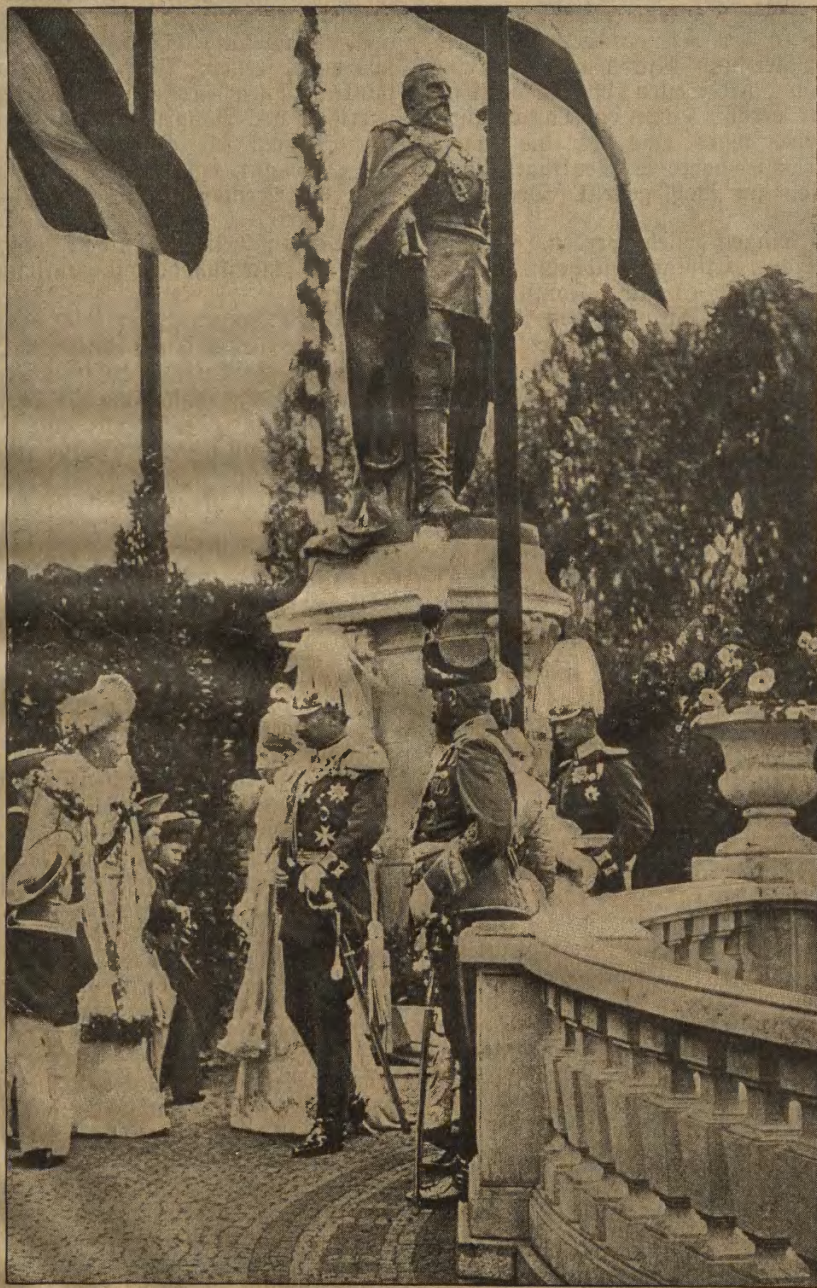
Matschi fiel rücklings zur Erde, ein Stück der Fensterumrahmung mit sich reisend. Seine Hand hielt das zersplitterte Holz noch im Tode krampfhaft umklammert. Ein wilder Nordost durchheulte die Hütte, doch Doktor Rolling merkte nichts davon.

„Großer Gott!“ stöhnte er, vor Entsetzen wie gelähmt, „war das ein Mord?“

2.

Im äußersten Osten der Riesenstadt London ist die Shadrackstraße von all den vielen schmutzigen Gassen dieser Gegend die häßlichste. Sie hat in ihrer ganzen Länge nur ein einziges jener stattlichen Backsteingebäude, die ein vornehmes Gepräge tragen. Sonst gab es nur noch kleine, düstere Häuser, die seit Menschengedenken niemals frisch gestrichen worden waren, und einige von Spekulanten errichtete Villen, die sich vorteilhaft von ihrer Umgebung unterschieden. Einer dieser Neubauten, ein Eckhaus, zeichnete sich durch ein blinkendes Messingschild aus, mit der Inschrift: Dr. med. Zulius Rolling, praktischer Arzt.

Hier hatte Zulius Rolling den rauhen Kampf ums Dasein begonnen, ein sonnenloses Leben, merkwürdig verschieden von den Abenteuertagen des Forschers von dereinst im Umgange mit der Natur in pfadlosen, eisstarenden Fichtenwäldern. (Fortsetzung folgt.)



Das in Cronberg enthüllte Kaiser Friedrich-Denkmal.

Die Kaiserin.

Der Kaiser und die Großherzogin von Baden.

Der Kronprinz.

# — In goldener Fassung. —

Von J. Berr de Curique. Autorisierte Bearbeitung von E. Dilmar.

(Nachdruck verboten.)

1.  
Liebesheirat oder Vernunfthe? Sind sie die Glücklicheren, die sich von der Liebe „heiligem Götterstrahl“ leiten lassen, sind sie, die sich erst nach reiflicher Erwägung von Für und Wider zur Ehe entschließen? Das ist eine Frage, die niemals aus der Welt geschafft werden wird, solange die Institution der Ehe hienieden existiert, und voraussichtlich dürfte sie so bald nicht aufgehoben werden.

Auch Felix von Ellern, den Helden unserer Geschichte, beschäftigte dieses interessante Problem. Er war ein achtundzwanzigjähriger, stattlicher, junger Mann mit hübschen, intelligenten Zügen, distinguiertem Wesen und sehr bedeutendem Vermögen.

Als Besitzer derartiger physischer, intellektueller und . . . klingender Eigenschaften war er in den Kreisen der nach einem Schwiegerjohne ausschauenden Väter und Mütter natürlich eine sehr gesuchte Persönlichkeit. Von allen Seiten hagelte es Einladungen, Briefe, Anträge auf ihn herab. Kaum ein Tag verging, ohne daß ihm Gelegenheit gegeben ward, eine oder die andere „seltene Perle“ zu bewundern. Töchter hoher Würdenträger, Bankiers- und Grafentöchter waren ihm zur Wahl gestellt. Doch Felix übereilte sich nicht.

„Natürlich will ich vor allen Dingen geliebt werden,“ sagte er zu seinem besten Freunde, dem Dichter Ottokar Waldheim, der ihn dieserhalb interpellierte. „Was hilft es mir, Familienglied des Grafen von Dreiftern oder der Baronin von Blauenblut zu werden, wenn das Bindeglied mir das Leben unerträglich macht? Und welchen Zweck hätte es andererseits, meine Millionen mit der Fräulein Hansens oder Fräulein Duponts zu vereinen, die mir beide — die eine durch ihr Neuzeres, die andere durch ihr Wesen — antipathisch sind?“

„Und was gedenkst Du eigentlich . . .“  
„Vorläufig mache ich es wie Du und begnüge mich mit der Rolle des Beobachters. Du schaust Dir Blumen, Bäume, Sonnenuntergänge, Meeresfluten und hübsche Frauen an, um sie in Versen zu besingen; ich, um mir eine Augenweide zu bereiten, mich zu zerstreuen bis . . .“

„Bis . . .?“  
„. . . Ich die Gesuchte gefunden habe.“  
„Und Du suchst natürlich ein Ideal an Schönheit und Liebreiz, in jeder Beziehung prima Qualität?“

„Wenahre, ich suche einfach ein Weib, das mich um meiner selbst willen liebt und fähig ist, mir das Leben angenehm zu machen.“  
Ottokar lachte unwillkürlich auf.

„Kindskopf! Wenn das alles ist, so dürftest Du mit Deinem Neuzeren, Deinem Mammon — mit Leichtigkeit Duzende von Frauen finden.“

„Das vielleicht. Als „Partie“ dürfte ich vielleicht Anspruch auf das Prädikat „erste Güte“ erheben. Aber das ist es eben. Gesetzt den Fall, ich ginge der erwähnten Vorzüge verlustig, ich verlöre Haar und Geld zugleich . . . glaubst Du wohl, daß moralischer und intellektueller Wert allein genügen, um Eindruck auf ein junges Mädchenherz zu machen?“

„Um . . .“ meinte der Poet bedenklich.  
„Siehst Du, da habe ich Dich festgenagelt! . . . Und kannst Du mir unter all den Mädchen meiner Bekanntschaft, die bei jedem meiner Worte anscheinend in Verwunderung zerfließen, auch nur eine, eine einzige nennen, die mir . . . im Falle ich ruiniert . . .“

„Und tahl wäre . . .“  
„Mit derselben bestrickenden Liebenswürdigkeit begegnen würde?“

„O ja, ich kenne eine.“  
„Wer ist sie?“  
„Gerda Larisch, die Du schon oft bei Deiner Tante, Frau von Cron getroffen hast.“

„Ach geh doch! Sie beachtet mich ja kaum, ja, sie weicht mir sogar aus. Und wenn die Höflichkeit es unumgänglich erfordert, daß ich sie zum Tanz engagiere, findet sie stets einen Vorwand, meine Aufforderung abzulehnen.“

„Weil sie Dich liebt.“  
„Wie . . . Du glaubtest? . . .“  
„Aber bester Junge, das sieht man doch! . . . Ich bin vollkommen überzeugt davon. Für uns Poeten giebt es untrügliche Symptome.“

„Aber wenn es so wäre, warum dann diese äußere Mißachtung?“  
„Mißachtung? . . . Ich halte es für Reserve, für weibliche Würde. Fräulein Larisch ist arm und Du Millionär.“

„Aber sie ist berückend schön . . .“  
„Aberdings, und wenn ich, ein armer Poet ohne Keller und Gabe, in Deiner Stelle wäre . . .“  
„Aber wie erfahre ich, ob Deine Behauptung zutrifft?“

„O, das dürfte nicht schwer halten. Auf der nächsten Soiree bei Deiner Tante werde ich ihr im Vertrauen mitteilen, daß Du ruiniert bist und eine Perrücke trägst. Dann engagierst Du sie zum nächsten Walzer, und Du sollst sehen, sie nimmt Deine Aufforderung an. Und da sie Dir bisher, so lange sie Dich reich und — behaart gewährt, keinen Tanz gewährt, wäre dies der schlagendste Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung.“

„Gut, probieren wir es, und sei es auch nur aus Wißbegier.“  
2.

Wirklich nur aus Wißbegier?  
Jedenfalls ward Felix an diesem Soireeabend zum ersten mal das Vergnügen zu teil, mit Fräulein Larisch zu tanzen, wobei er Gelegenheit fand, sie nicht nur als vorzügliche Tänzerin, sondern auch als überaus anziehendes liebenswürdiges Wesen kennen und schätzen zu lernen. Und als er im Laufe des Abends zum Brennpunkte, zu der Frage gelangte, ob sie seine Frau werden wolle, harrete er voll Bangen ihrer Antwort.

Sie war sehr einfach.  
„Wie gut, daß Sie diese Frage nicht geäußert haben, bevor Sie Ihr Vermögen verloren. Nun kann ich freudigen Herzens „ja“ sagen.“

Der Naßheit erwähnte sie nicht; denn der diplomatische Ottokar hatte es schließlich doch für ratsamer gehalten, sich diese Lüge zu ersparen.

Sechs Wochen später fand die Vermählung des Paares statt. Die jungen Gatten machten eine Hochzeitsreise nach Italien und ließen sich, zurückgekehrt auf dem herrlichen Landgute Ellerns nieder.

Die ersten Gäste, die sie dorthin einluden, waren Ottokar Waldheim und Tilly Leer, eine Freundin Gerdas, die auf der Hochzeit derselben Ottokars Brautdame gewesen.

Es ist nicht schwer zu erraten, daß das junge Ehepaar ein wohlüberlegtes Komplot in Szene gesetzt, um sich dem Poeten, dessen kluger Strategie sie ihr Glück verdankten, erkenntlich zu zeigen. Sie hofften, daß Tilly, die elternlos, freie Herrin ihrer Entschlüsse und für edle Poesie außerordentlich empfänglich war, sich schon aus Begeisterung für Ottokars schöne Verse entschließen würde, ihm ihre Hand zu reichen, in der sich etliche hunderttausend Mark befanden.

Es waren herrliche Tage, die das Bierklee mitsammen verlebte. Ottokar, der bereits auf der Hochzeit sehr entzückt von seiner Brautdame gewesen, geriet alsbald in jenen eigenartigen, nicht mißzudeutenden Zustand, der sich durch Seufzen, schmachttende Mienen und Augenverdrehen kund zu thun pflegt.

Bei Gelegenheit machte er Felix zum Vertrauten seines Ganges und Bangens.

„Du glaubst also wirklich, daß dieses göttliche Weib imstande wäre, mir ihr Herz zu schenken?“ fragte er.

„Ich bin überzeugt davon.“  
„Wäre es möglich? Mich . . . mich sollte sie lieben? . . . Mich armseligen Schlucker?“

„Bei Menschen von idealer Veranlagung spielt das Geld keine Rolle. Sieh Dir Gerda an! Hat sie mir ihre Liebe nicht dann erst bekant, als sie mich ruiniert wähnte?“

„Das ist allerdings wahr.“

Während dieser Unterhaltung promenierten die Freunde im Park. Der Abend dunkelte bereits. Der heraufziehende Mond begann seinen magischen Goldschein um Baum und Busch zu weben. Schritte und Stimmen klangen durch die Abendstille.

„Halt!“ sagte Ottokar. „Dort kommt Deine Frau mit Tilly.“  
„Vielleicht verhandeln sie dasselbe Thema wie wir,“ meinte Felix. „Solch stimmungsvoller Mondscheinabend ist zu Herzensergüssen wie geschaffen.“

„O wüßte ich, ob sie mich liebt,“ seufzte Ottokar träumerisch.  
„Das kannst Du möglicherweise gleich in Erfahrung bringen. Schnell hier hinein.“

Damit zog Felix den Freund in ein dichtes Gehüsch, wo beide regungslos den Stimmen der nahenden lauschten.

Langsam, Arm in Arm näherten sich die beiden Damen einer in der Nähe des Gehüsches stehenden Bank.

„Wollen wir uns hier ein wenig setzen?“ fragte Gerda.  
„Gern.“

Die beiden Lauscher frohlockten innerlich. Besser hätte es sich gar nicht fügen können. Kein noch so leises Wort konnte ihnen jetzt entgegengehen.

„Und hast Du eine glückliche Wahl getroffen? Entspricht er in jeder Beziehung Deinen Wünschen?“ tönte Tillys Stimme an ihr Ohr. Ottokar stieß Felix an, was ungefähr besagen sollte: „Paß auf. Die Rede ist von Dir, glücklicher Spitzbube!“

(Schluß folgt.)

# Das Pflegekind.

[Fortsetzung.]

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

[Nachdruck verboten.]

Ein unendlicher Wirrwarr von Dingen, durch den dennoch eine sichtende Ordnung geht, in dem jedes an seiner Stelle, seinem Plaze steht, und nur die übergroße Anhäufung den Eindruck des wüsten Durcheinanders hervorruft.

Die kleine Familie stand einen Augenblick ganz stumm vor diesem Warenlager, das sie von nun an zu verwalten hatte, und Paul, obgleich er schon so oft hier gewesen und seinen in Aussicht genommenen Besitz geprüft und bewundert hatte, war fast von stolzer Ueberraschung erfüllt, als sich ihm in Gegenwart der Seinen der Laden in seiner ganzen Weitläufigkeit präsentierte.

die in seinem Charakter begründet lag, hatte er seit dem Auftauchen seines Projektes alle Beziehungen zu seiner bisherigen Abhängigkeit gelöst, die Kontorstelle aufgekündigt, die Wohnung für das nächste Quartal aufgegeben, und ein Logis in Aussicht genommen, das in einem südlichen Vorort lag, und zwar höheren Mietzins erforderte als das bisherige, im billigen Moabit gelegene, dafür aber auch mit einem gewissen Komfort der Neuzeit aufs Angenehmste ausgestattet war. Als die Großmutter von diesen Vorbereitungen, die hinter ihrem Rücken in Stand gesetzt worden waren, erfuhr, wurde sie ganz still und zog sich gänzlich in sich selbst zurück. Dieser Verrat



Ein glücklicher Fang. Nach dem Gemälde von Adolf Eberle.

„Seht her!“ rief er aus, indem er in den Hintergrund trat, und eine Gardine von einem nischenartigen Wandraum zurückschob. Hier war eine Art Wohnnische geschaffen, ein mit einem Shawl bedecktes Sofa, ein Lehnstuhl und ein Tisch mit einer Spiritusmaschine nahmen das kleine Bierdeck ein. „Hierher können wir uns zurückziehen, wenn im Geschäftsgang einmal eine kleine Pause entsteht,“ erklärte er. Die Großmutter sah mißtrauisch nach den Fenstern hin, an denen sich langsam, ganz vereinzelt ab und zu ein Passant vorbeischoß. Sie hatte die starke Ahnung, daß der „Geschäftsgang“ derlei Pausen zum Ausruhen in einem mehr als erwünschten Maße gewähren würde.

Schon am nächsten Morgen trat Paul seine Rolle als Ladenbesitzer an. Still und heinlich, aber mit der ruhigen Hartnäckigkeit,

von seiten des Menschen, den sie am meisten von allen auf der Welt geliebt hatte, war für sie so ungeheuerlich, daß er sie zuvörderst ganz betäubte. Sie war wie gelähmt. Sie konnte nicht schelten mehr, nicht murren. „Bald wird alles vorüber sein,“ sagte sie geduldig, und die Stumpfheit des Alters, die ihr noch fern gewesen war, trat nach diesem letzten Schicksalsschlage mehr und mehr in ihre Rechte, und breitete wohlthätige Schutzhüllen gegen alle Außenindrücke über das von Sorgen müde Herz.

Paul fand den ersten Tag in seinem neuen Wirkungskreise so viel Arbeit und Pflichten vor, das heißt, er machte sich eine solche Unmenge Beschäftigung zurecht, indem er sich sofort mit so und soviel Warenhäusern in Verbindung setzte, und etwaige, fehlende Bestände durch dieselben augenblicklich ersetzen ließ, daß er nicht gleich dazu kam, sich über das Kurosium eines fast gänzlich stocken-

den Geschäftsganges entmutigenden Gedanken hinzugeben. Seine Hauptbeschäftigung bestand an diesem Tage darin, in Gemeinschaft mit dem Hausdiener die ankommenden Pakete und Kisten von ihren Emballagen zu befreien, die eingelieferten Rechnungen zu begleichen, und dann ins Hauptbuch einzutragen. Als aber dieser erste Ansturm von Besorgungen vorüber war, er erwartungsvoll und gespannt hinter der Theke stand, und während des ganzen Nachmittags nicht ein einziges mal die Ladenthür aufging, um einen Käufer einzulassen, begann sich seiner eine trübe Stimmung zu bemächtigen. —

Leiser Regen rieselte an den Ladenscheiben herab, und breitete sich an dem warmen Glase zu zerfließenden kleinen Strömen auseinander. Es wurde früh dunkel, und in dem schmucklosen Kachelofen, worin mit dem Stroh, dem Heu und den Holzleisten der Emballagen ein Feuer angesteckt worden war, knatterte und prasselte es wie von einem unruhigen, kleinen Geschütz, und immerfort glaubte Paul aus dem Knattern und Prasseln die Worte herauszuhören: Es wird Herbst! Es wird Herbst! Es wird Herbst!

Mitunter trat er vor die Ladenthür, und blickte zu seinem Gegenüber, dieser stillen, langen Straßenreihe hin, deren vornehme Häuser in kalter Ruhe lagen. Woher waren die Gardinen an diesen unzähligen Fenstern so schneelig und steif, wenn man keine Seife, keine Stärke brauchte? Womit scheuerte man diese vielen Hausflure, putzte man diese messingnen und kupfernen Drücker an den schweren, eichenen Thüren? Woher holten die Schulkinder, die schreiend, die Mappen auf dem Rücken, über die Straße stürmten, den Bimstein für ihre Tintensfinger, die Bonbons für ihre Leckermäuler, die Kohle für ihre Zeichenhefte, wenn nicht bei ihm? Konnte er sich so weit erniedrigen, um den Frauen, die mit Einkaufstaschen an den Armen an seinem Laden vorübergingen und teilnahmslos die Scheiben streiften, zuzurufen: „Kommen Sie hierher! Hier giebt es die beste Seife! Das hellste Petroleum! Die Scheuertücher sollen Sie im Duzend zehn Pfennig billiger haben als anderswo!“ —?

Ein paar Häuser weiter war ein zweiter, einsamer Laden, ein Wollwarengeschäft, dessen Besitzer es thatsächlich auf diese Weise mit den spröden Passanten versuchte. Paul sah, wie der kleine lebhaft Herr, der vor der Ladenthür stand, die vorbeieilenden Frauen anrief, zuweilen festhielt und mit eindringlicher Stimme auf sie einsprach, wobei sein Gesicht einen demütigen, und doch fast leidenschaftlichen Ausdruck annahm. Doch sie wehrten ihn ab, wie man Fliegen von sich scheucht. Nur ab und zu trat eine, der er gar zu hart zusehte, oder ein Dienstmädchen, dem er durch seine Scherze ein dummes, verschämtes Lachen entlockte, in seinen Laden ein. —

Auf diese Weise zu Kunden gelangen, — nein! nein! Und er trat wieder in den Laden zurück, ging abermals hinter die Theke, stützte die Hände auf den Tisch und musterte mechanisch die Etiketten an den Gläsern und Flaschen der Regale. Mein Gott, wie viele, viele Mittel, Heillinge, Nutzarartikel für Gesunde und Kranke, — war es möglich, daß auch nicht einer in der langen Straße etwas von diesen Schätzen brauchte?

Nach einer kleinen halben Stunde jedoch, während deren er sich eine Zigarre angezündet, und mit erkünstelter Ruhe die Zeitung vorgenommen hatte, ging die Ladenthür. Es war die erste Kundin, die eintrat, und in seiner Freude wäre er ihr beinahe um den Hals gefallen. Schon seit der dritten Nachmittagsstunde hatte er die Gaslampen in Brand gesteckt, der Laden war bis in seine fernsten Ecken erleuchtet, und die Eingetretene blinzelte unter ihrem wollenen Kopftuch scheu gegen diesen Strom von Helle, der ihr entgegenbrang. Es war eine ärmliche, blasse Frau, die langsam ein Zwanzigpfennigstück auf den Ladentisch niederlegte, und eine Schachtel Puzpomade forderte.

Paul packte das Gewünschte in eines der rot und grün gestreiften Seidenpapiere, die er riesweise aus einer Luxusfabrik bestellt hatte, und in seiner Aufregung über diese erste Guld des Schicksals an dem entmutigenden Tage griff er in die Bonbonbüchse und legte mit der gemurmelten Frage: „Haben Sie Kinderchen?“ einen kleinen Haufen Zuckerwerk neben das Päckchen mit der Puzpomade nieder.

Die Frau musterte ihn erstaunt. Einen Augenblick trafen sich die beiden Augenpaare, und Paul war es, als er in das herbe, von Sorgenlinien durchgrabene Gesicht blickte, als müsse er die zwanzig Pfennige in die Hand des Weibes zurückschieben.

„Dat is aber mal nett von Ihnen, — da werden se Augen machen,“ rief die Frau, indem sie mit ihren Arbeits Händen nach den bunten Papierhüllen griff. „Dat hätte nun der Borigte nie jethan, — dat war en zu gnietschiger Mensch. Ja, ja,“ fügte sie hinzu, indem sich in dem weiten, leeren Laden umsah, und dann Paul wieder mit teilnahmevollem Blicke streifte, „so den Anfang machen, nachdem et der andere verdorben hat, det is schwer. An die Zegend hier — wo eener nach dem andern stillschweigend die Bude schließt. — Na, vielen Dank noch einmal, junger Herr, und velle Glück!“ Giltfertig, noch immer lebhaft sprechend, entfernte sie sich.

Paul stand noch immer am Tische, die Hände aufgestützt, die

Worte der Frau schwebten ihm im Ohre, als sie schon längst gegangen war. Immer und immer wieder hörte er die laute, ungebildete Stimme in so festem Tone: „Einer nach dem andern hier draußen stillschweigend wieder die Bude schließt.“ Er fühlte, wie ihm ein Frösteln dem Körper entlang lief, ging an den Ofen, hielt seine kalten Hände an die Kacheln, lehnte sich dann mit dem Rücken dagegen, und stand so lange, den Blick in den leeren, großen, Raum gerichtet; mit fieberhaft geschärften Sinnen horchte er auf das Trottoir hinaus, auf die vorbeigehenden Schritte, von denen manche ihm vor seiner Ladenthür zu zögern schienen. Aber immer wieder, wenn das erwartungsvolle Klopfen seines Herzens ihm sagte: „Jetzt geht gleich die Ladenglocke, jetzt kommt jemand“ — verhallten draußen die Schritte wieder, und von diesem Spiel der aufgeregten Phantasie am Ende ganz erschöpft, ließ er sich in dem „Wohnraum“ aufs Sopha nieder und legte den Kopf auf die Arme.

Um die siebente Abendstunde kam Johanne, um ihrem Mann das Nachtmahl zu bereiten, und ihm auf dem Spirituskocher den Thee zu kochen, denn Paul hatte beschlossen, erst des abends warm zu essen, und sich zur Mittagszeit mit etwas kaltem Vorrat zu begnügen.

Sie fand ihren Gatten schlafend. Leise hob sie seinen Kopf von seinen Armen, lehnte ihn an ihre Brust, ohne daß Paul von dieser zärtlichen Bewegung erwachte, und nun sah sie in sein blasses, entnuitigtes Gesicht, das während des erschöpften Schlafens einen Ausdruck von Kummer angenommen hatte. Er hatte ihren Eintritt nicht gehört, fest und müde schlief er, und man hätte ihm den ganzen Laden ausräumen können, ohne daß er es gewahr geworden wäre.

Im Laufe der Zeit fanden sich jedoch nach und nach auch einige feste Kunden ein, die ihren Bedarf an Haushaltungsartikeln aus der weiß-blau-vergoldeten Drogenhandlung entnahmen. Auch der Zuspruch der Passanten wurde um die Weihnachtszeit herum lebendiger; einen Hauptteil daran hatte wohl das geschmückte Schaufenster, in welchem Paul eine ganze Weihnachtsausstellung aufgebaut hatte. Viele Abendstunden vor Geschäftsschluß war er mit seiner Frau in die Stadt gegangen, um Einkäufe an Weihnachtschmuck zu machen, während der Hausdiener in dieser Zeit den Prinzipal hinter der Theke vertreten mußte. —

Durch Regen, Frost und dichtes Schneegestöber waren sie von Hauptstraße zu Hauptstraße, von Lechner zu Lohje, und von dort zu Puttendorfer, von Puttendorfer zu Schwarzlose gewandert, um deren Schaufensterausstellungen zu studieren, und darauf in der Großherrenstraße, dicht unter der Krinoline des Kreuzberges, einen Abglanz der gesehenen Herrlichkeiten zu schaffen.

Johanne besonders in ihrer Vergoldungs- und Versilberungssucht hatte sich garnicht genug thun können, am Einkauf all' der feenhaften Dinge, die um diese Zeit herum ein so phantastisches Gepräge über die Schaufenstervelt ergießen. Wie ein gelernter Dekorateur hatte sie die Spiegelscheibe aufs feinste mit weißem Sammet, über dem schwarze Sterne aus zusammengefügtem Cachou lagen, austapeziert, goldenes und weißes Christkindleinhaar hing in leuchtenden Strähnen von oben herunter, während der Hintergrund von einem aus roter und weißer Gelatine herborgezauberten Wasserfall romantisch ausgefüllt wurde. Große Seifenstücke waren als Felsgeröll angelegt, über welche die Gelatine in wilden Strömen hinunterflutete, rechts und links aber sah man zwischen kleinen Büscheln getrockneten Lorbeers saubere, von Puzpulver ausgefüllte Wege sich hinziehen. Ein mit Kupfervitriol-Lösung gefülltes Glas paradierte als Bassin in der Mitte, und warf seinen blauen Schein über diesen feenhaften Garten, in welchen kleine Korfdamen mit Gesichtern aus Schwamm und Hüten aus Luffah melancholisch auf ihren Zahntocherbeinen standen.

Die halbe Großbeerenstraße, mindestens aber die gesamte Schuljugend derselben versammelte sich vor diesem felsamen Schaufenster, und es konnte nicht fehlen, daß unter den vielen müßigen Zuschauern, die vor Kälte von einem Wein aufs andere traten, auch einige reelle Menschen waren, die nach dem Portemonnaie fühlten, und rasch entschlossen den Laden betraten.

Johanne, die neben ihrem Manne hinter der Theke stand, errötete dann jedes mal vor Glück. Der eventuelle Käufer war vielleicht noch nie in seinem Leben so sorgsam bedient worden wie in diesem Geschäft, wo der Besitzer und die Besitzerin gemeinschaftlich wetteiferten, den halben Laden umzukramen, um das Verlangte in allen Variationen vorzuzeigen. Der Kostenpunkt bereitete dann noch weitere Ueberraschungen, Paul in seinem Dienstleister zeigte sich so entgegenkommend, daß er gern den Preis bis auf ein Minimum herabgesetzt hätte, und während sich der Kunde, noch mit einer netten Zugabe bedacht, verwirrt entfernte, flogen Paul und seine Gattin wie zwei emsige Bienen hin und her, um die vielen aufgerissenen Schachteln und Kisten wieder zu schließen und an Ort und Platz zu stellen.

Am Weihnachtsabend brachte Johanne auch Paul den jüngeren mit ins Geschäft, der zu Hause vor lauter Christkindsumgeduld keine Ruhe mehr geben wollte. Sie setzten ihn in das Ledersofa hinter

dem Vorhang, gaben ihm einen Karton mit beim Transport zerbrochenem Baumbestand zum Spielen in den Schoß, und widmeten sich dann voll Eifer dem Weihnachtsverkauf.

Stunde um Stunde verrann, schon wurden in einzelnen Häusern die Lichter an den Bäumen angezündet, aber noch immer schafften die beiden hinter der Theke. Paul sah bestaunt, erhitzt und eifrig aus, Johannes blasse Wangen glühten. Ab und zu tauchte aus dem Verließ, das durch eine Fallthür mit dem Laden in Verbindung stand, die Gestalt Karls, des Hausdieners auf, den sie bei Uebernahme des Geschäfts mit verpflichtet hatten, und dessen gedankenloser Fleiß, dessen Zerstreutheit und mürrisches Wesen ihnen oft zu Ermahnungen Anlaß gab.

Karl war vom Lande in die Stadt hereingekommen, „um sich zu verbessern,“ wie er sagte. Aber Johanne überraschte ihn oft, wie er vor einer kleinen, schlechten Photographie saß, die ein Bauernweib und ein kleines Mädchen darstellte, und mit trübem Blick das Bild betrachtete. „Verbessert“ konnte er sich nicht haben, denn er, den eine andere, frühere Photographie in Gemeinschaft mit der Bäuerin als einen robusten, kernigen Menschen mit freien Gesichtszügen darstellte, war äußerlich ersichtlich weit zurückgegangen, seine Miene war finster und schlaff, seine Farbe bleich, und aus den Gelagen und Nachtschwärmereien, an denen er sich mit leichtsinnigen Kumpanen beteiligte, brachte er einen stumpfen Mißmut für sein Tagewerk mit.

Arbeiten konnte er jedoch wie ein Pferd. Seine kräftigen Schultern trugen die Lasten wie Spielbälle, seine von der Arbeit lederharten, rissigen Hände scheuten vor keiner Beschäftigung zurück, er griff in die Laugenfässer, reinigte die mit ägenden Stoffen gefüllten Tonnen, schenkte Keller und Lagerraum, und war, abgesehen von seiner nächtlichen, unregelmäßigen Lebensführung, ein so brauchbarer Arbeiter, daß Paul sich im Stillen zu diesem Menschen gratulierte.

Dicht neben dem Lagerraum befand sich ein Keller, eine Art Laboratorium, mit welchem der vorherige, in Konkurs geratene Besitzer mit Präparaten eigener Erfindung erfolglos experimentiert hatte. Paul fühlte sich nicht zu dem Ehrgeiz seines Vorgängers hingerrissen, Zeit und Mittel an die fruchtlosen Ideen des Selbstpräparierens anzuwenden, er freute sich seiner kleinen, dürftigen Errolge hinter der Ladentafel, und überließ gern den großen Fabrikanten den Ruhm des Erfindens. Aber er sah mit Erstaunen, wie der Knecht sich in seinen freien Stunden in diesem Kellerraum zu schaffen machte, und in dem chaotischen Durcheinander der Ueberbleibsel vom einstigen Material wie ein finsterner Geist herumwirtschaftete, alte, pharmaceutische Schmöker beim Schein der Laterne studierte, Flüssigkeiten mengte und zersetzte, während er auf die schüchtern an ihn gestellten Fragen über den Zweck seiner Experimente nur einsilbig Auskunft gab.

In der That empfand Paul etwas wie Scheu vor diesem finst-

ren, in sich versunkenen Menschen, der ohne jegliche Kenntnisse, mit bäurischer Einfalt und Hartnäckigkeit sich an Dinge wagte, von denen er nicht einmal die Hauptbegriffe wußte. Es lag etwas in diesem planlosen, aber leidenschaftlichen Vorgehen, das Paul eine stumme Bewunderung abnötigte, und er mußte an Nettchen denken, die auch das Schicksal hatte zwingen wollen, und über die Klüfte der Unmöglichkeit mit einem kalt wagenden Sprunge hinweg gesetzt war.

Auch heute hatte der Knecht einen neuen Beweis seines Ehrgeizes gegeben, indem er gebeten hatte, Paul möge ihm gewähren, nach Geschäfts-schluß den Abend im Keller bei seinen Versuchen verbringen zu dürfen. „Ich hab' hier niemandem in der Stadt,“ sagte er, „und will auch vom heiligen Abend nichts sehen. In die Kneipe geh' ich heute nicht, und wenn Sie mir den Schlüssel dalassen, so komme ich vielleicht heut mit meiner Sache noch zu Stande.“

Paul schüttelte den Kopf, gab aber den Schlüssel freundlich aus den Händen. „Und hier Ihr Weihnachtsgeld, Karl,“ sagte er. „Sie waren so fleißig und arbeitsam, da haben Sie sichs reichlich verdient.“

Mit einer scheu gemurmelten Dankagung entfernte sich der Knecht. Hatte er recht gesehen? Waren es zwanzig Mark, — ein richtiges, doppeltes Goldstück, was ihm der Herr in die Hand gedrückt hatte? Sein Herz schlug wie ein Hammer, die Gier, der Ehrgeiz, der Drang, diese ganze Sturmflut von Empfindungen, die ihn aus der Heimat vertrieben, mit so fieberhafter Leidenschaft gepackt hatten, ihn den stillen, scheuen Knecht zu einem friedlosen Menschen gemacht, sie erwachten in ihm, und in seinen Ohren tönte das betäubende Summen: Geld! Geld!

Geld war das rote, leuchtende Ziel, das ihn hergenarrt hatte, — Geld verdienen und sie dann suchen, das fahrende, schöne Mädchen, das ihn mit ihren weichen Blicken verzaubert hatte, und das nun allein und hilflos in der Welt herumirte, daß jeder fremde Mann sie greifen durfte. — Drei Jahre war er nun in der Stadt, und sein Leben war ein einziges Suchen und Hoffen, alle Schaubühnen, alle Vergnügungstheater, alle Spelunken der fahrenden Künstler suchte er auf, von der wirren Idee besessen, sie eines Tages finden zu müssen! Auf den engen, heißen und schmutzigen Gallerien und Tribünen saß er mit der fieberhaften Neugier des Bauern, und seinen ganzen Verdienst vergeudete er in diesen abendlichen Irrfahrten in die Vergnügungslöcher der Stadt, von denen er spät nachts dumpf, müde und abgeschlagen nach Hause zurückkehrte. — Krampfhaft umklammerte er das Goldstück, und stolperte die Treppen zum Keller hinab. Waren es wirklich zwanzig Mark? Hatte sein Auge ihn nicht getäuscht? Seine Hände tasteten nach den Streichhölzern in seiner Tasche, und obgleich er wußte, daß er in diesem Raume nicht Licht machen durfte, entzündete er die Phosphorkuppe an seiner Hose.

(Fortsetzung folgt.)

## ✻ Allerlei. ✻

Wo wird die Mode zubereitet? fragt der „Gaulois“, und er giebt selbst folgende Antwort: Ganz einfach in dem Kupferstichkabinett der Pariser Nationalbibliothek. In dem langen, durch vier vergitterte Fenster schlecht erleuchteten Saal sieht man junge und frische Gesichter über Kartons mit Kupferstichen, Radierungen, Lithographien, Stahlstichen usw. gebeugt: Es sind die Zeichnerinnen der großen Pariser Schneider und Modistinnen, die mit gewandter Feder die Haartrachten und Kleider vergangener Zeiten im Handumdrehen skizzieren. Von Zeit zu Zeit wirft ein „patron“ oder eine „patronne“ selbst einen Blick darauf — den Blick des großen Generalis, der den Schlachtplan entwirft. Diese Herren und Damen begnügen sich übrigens nicht damit, die Form eines Hutcs oder Kleides nachzumachen. Vor zwei Jahren besichtigte eine große Pariser Modistin die Sammlungen des Herzogs von Richelieu, Direktors der königlichen Fabriken im Jahre 1736, der in den heute sehr kostbaren Albums eine Probe von jeder Stoffart, die aus diesen Fabriken hervorging, gesammelt hat. Sie entdeckte darin ein leichtes, schmiegsames, duftiges Gewebe, das mit einer Art Spartgras gemacht war. Das Gewebe gefiel ihr, sie ließ es wieder herstellen und im nächsten Jahre machte es Furore auf den Damenhüten. In diesem Jahr wird „Louis XIV.“ viel verlangt; die Reihe der Zeichnungen aus der Zeit Ludwig XIV., die der Kupferstecher Jean Baptiste Bonnat über die Kostüme des großen Jahrhunderts hinterlassen hat, wird immer wieder durchblättert. Wird man also in Paris im kommenden Winter die Fischbeinröcke und die Wulste wiedersehen? Warum auch nicht? Die Mode beschneit schließlich doch nur einen ewigen Kreislauf.

Aus dem Herzen Afrikas hat der Reisende Gobley an das Londoner Anthropologische Institut beachtenswerte Mitteilungen über einige dort lebende Volksstämme gelangen lassen, worin als besonders auffallend die Thatsache bezeichnet wird, daß sich Naturvölker von ganz verschiedener Abstammung, mit abweichender Sprache und anderen gesellschaftlichen und religiösen Gebräuchen trotz nächster Nachbarschaft lange in Selbstständigkeit von einander halten können. Im östlichen Uganda hat Gobley nicht weniger als fünf Stämme unterscheiden können, die geradezu als eben so viele Völker im eigentlichen Sinn bezeichnet werden müssen, obgleich sie einander so nahe wohnen, daß eine Vermischung unausbleiblich erscheint. Diese Stämme wohnen in dem Gebiet, das sich von der nordöstlichen Küste des großen Viktoria-Sees ins Innere erstreckt und im

Norden bis zum Elgon-Berg, im Süden bis zur Kavirondo-Bucht reicht. Eine der Volksgruppen, die Wandoroba, sind Jäger mit den Gewohnheiten der Nomaden. Sie durchstreifen die Wälder und stehen auf einem sehr niedrigen Standpunkt, so daß sie wahrscheinlich die Ureinwohner darstellen, obgleich sie nicht verwandt sind mit dem Zwergvolk im Gebiet des Kongo-Beckens. Neben ihnen lebt, jedenfalls als die letzten Einwanderer, eine zweite Rasse, die eine Nachkommenschaft der kriegerischen Massai bildet. Außerdem beschreibt Gobley genauer die weiteren Stämme der Vantu Kavirondo, der Jalu und der Mandi, deren Verhältnisse besonders interessant sind, weil sie, abgesehen von den Einflüssen eines anderen Klimas, sehr ähnlich dem Zustand sind, in dem der Mensch in der späteren Steinzeit in Europa gehaust hat. Immerhin verstehen diese Völker, das Eisen aus seinem Erz zu gewinnen und daraus Geräte herzustellen. Die alte Annahme, daß der Eisenzit ein Zeitalter der Bronze vorausgegangen ist, scheint hier eine Bestätigung nicht zu finden, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil in dem fraglichen Lande kein Zinn zu finden und reines Kupfer zur Herstellung von gutschneidenden Werkzeugen nicht zu brauchen ist.

Billige Kälte und Wärme. Indianapolis (Vereinigte Staaten) hat große Maschinen in Gang, die durch die Ausdehnung natürlichen (Leucht-) Gases Eis erzeugen. Dasselbst entströmt nämlich das Gas der Erde mit einer Spannung von 20 Atmosphären (gleich dem Druck von 20 Kilogramm auf den Quadratcentimeter). Bei seiner Ausdehnung bis auf 1 Atmosphäre (also dem gewöhnlichen Druck der Luft) sinkt seine Temperatur bis unter 0 Grad, und diese wird dann zur Erzeugung künstlichen Eises benutzt. Das Gas wird dabei in keiner Weise verändert und dient nachher ganz wie gewöhnlich zu Heiz- und Beleuchtungszwecken.

## ✻ Unsere Bilder. ✻

Ein glücklicher Fang. Das unbeständige Wetter war daran schuld gewesen, daß der Fischer einige Tage hindurch nichts gefangen hatte. Nun hat gestern zum ersten mal wieder die Sonne gelächelt und er war glücklich auf den See hinausgefahren, um die Neusen zu legen. Und das Glück begünstigte ihn. Am andern Tage hatten sich eine Menge Fische in den Neusen gefangen, so unter anderem auch ein siebenpfündiger Hecht, der die Hauptbeute des Tages war. Kein Wunder, daß der Fischer in vergnügtes Gesicht macht, als er die Seinen stolz den glücklichen Fang bewundern läßt.

**Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Cronberg.** In engem Rahmen zusammengebrängt zeigt unser Bild, das in Cronberg enthüllte Kaiser Friedrich-Denkmal, zahlreiche historische Persönlichkeiten. Wir sehen die Kaiserin im angeregtesten Gespräch mit der Großherzogin von Baden, der Schwester des Kaisers Friedrichs, am Arme ihres Neffen, des jetzigen Kaisers, hinter dem Paare steht der Kronprinz, während seine jüngeren Geschwister die Mutter umgeben. Das mächtige Denkmal ist ein sprechendes Zeugnis der hervorragender Kunst seines Schöpfers, des genialen Bildhauers Ulpheus.

### ☞ Gemeinnütziges. ☞

**Verwertung getrockneter Steinpilze.** Obgleich es eine viel bessere Methode giebt, Steinpilze für den Winter aufzubewahren, werden doch manche Leserinnen im Besitz von getrockneten sein, mit denen sie im Grunde nichts rechtes anzufangen wissen. Einige Scheiben an die Fleischbrühe gethan, geben derselben eine gute Farbe und Würze; doch ja nicht zuviel! — Dieselben Tags zuvor einweichen und dann einige Stunden lang kochen lassen, giebt ein leidlich weiches Gericht, welches das feine Pilzaroma der frischen einigermaßen ahnen läßt. Zweifellos besser und rationeller ist folgendes Verfahren: Man legt die Pilzscheiben ausgebreitet nochmals zum Trocknen in eine warme Röhre, und zwar solange, bis sie ganz dürr sind und sich zwischen den Fingern zerreiben lassen. Ehe sie wieder Feuchtigkeit aus der Luft anziehen, stößt man die Pilze im Mörser fein, siebt dabei die größeren Stücker ab, die man nochmals dürr werden läßt. Dieses Pilzpulver hebt man in verschlossenen Glasbüchsen zum Gebrauch für Suppen auf. Um letztere herzustellen, genügt ein halber Kaffeelöffel voll auf einen Teller. Das Pulver wird in kochende Fleischbrühe geschüttet, mit derselben 5 bis 10 Minuten gekocht, dann legiert man die Suppe mit etwas Mehl und Eidotter und giebt Pfeffer und Petersilie daran. Diese Pilzsuppe schmeckt wie frisch und ist billig und schnell herzustellen. Dabei fällt das lästige Feinwiegen der Pilze weg.

**Spinnweben als Blutstillungsmittel.** Noch vielfach herrscht auf dem Lande die höchst verwerfliche Unsitte, Wunden zur Stillung der Blutung mit Spinnweben zu bedecken. Wenn auch in vielen Fällen eine Wirkung hiermit erzielt wird, so darf man nicht vergessen, daß mit der Anwendung von Spinnweben eine sehr große Gefahr, nämlich die der Blutvergiftung, verbunden ist. Ein wenig Eisenchloridwatte, die in jeder Apotheke zu haben ist, stillt Blutungen ebenso sicher, schneller und birgt nicht die Gefahr einer Blutvergiftung in sich. Außerdem ist zu empfehlen, frische Schnittwunden nach gründlicher Reinigung, eventuell mit Karbolwasser oder nötigenfalls nach gehörigem Auswaschen mit Seife, mit sogenanntem englischen Pflaster derart zu verkleben, daß die Wundränder genau aufeinander gedrückt werden. Unter normalen Verhältnissen ist die Wunde schon nach 24 Stunden nothdürftig geheilt; geht aber in dieser Zeit das Pflaster beim Waschen ab, so lege man zur Sicherheit ein neues auf.

### ☞ Nachtsisch. ☞

#### 1. Räffelsprung.

	te	wo				bo	ke		
mer	durch	an	fürch	ge	ge	den	le	lich	es
Ring	gen	nim	ihn	Ring	bol	zu	nicht	ren	Preis
	auch	wird	Was	ge	ver	auch	reb	sei	
			bich	es	der	ser	der	Sbur	
		ge	Sauch	so	dem	bir	lo	ihn	mit
ist	um	auf	nicht	ging	Preis	haft	wird	ne	er
ring	ein	so	klein	gen	ren	bei	fällt	du	Fleiß

#### 2. Räffel.

Mein Erstes ist nur der zu nennen,  
Der nicht im Bann der Knechtschaft steht  
Mein Zweites an der That zu kennen,  
Die aus beherztem Sinn entsteht.

Mein Ganzes tritt der List entgegen,  
Und ist der Tücke größter Feind;  
Die Wahrheit zeigt es Dir dagegen,  
So wies gedacht und wies gemeint.

#### 3. Silbenräffel.

Aus nachstehenden Silben:

an be e e e eu gel jew kel ko la le len li mi mi mis nenz  
ni ni nie or o pard pe ra rü run se si si spie ter to

sollen folgende 9 Wörter gebildet werden: 1. ein Mädchenname, 2. ein Tier, 3. eine Pflanze, 4. ein durch seine Schwänke berühmter fagenhafter Mann; 5. eine Stadt in Rußland, 6. eine Frucht, 7. ein Attentäter, 8. eine Königin, 9. ein Titel.

Die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben je eine Gebirgsblume.

#### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Den Regelfubben findet man, wenn man das Bild nach rechts dreht; der Rockschuß des dritten Herrn von rechts bildet den Kopf. Die Gans befindet sich vor dem ersten Herrn links. Der Kopf der Gans wird von Weinranken, der Rumpf von der Tafel gebildet.  
2. Schnepfen, Schnupfen.

### ☞ Lustiges. ☞

#### Im Kunstsalon.

A.: „Sieh nur, wie viel hübscher die Lola auf dem Bilde aussieht, als im Leben!“

B.: „Ja, der Künstler malt eben noch besser als sie.“



#### In der höheren Töchter Schule.

Pensionsvorsteherin (zu ihren Pensionärinnen): „Wie heißt des Mädchens größte Bier?“

Die jungen Damen bleiben in nachdenklichem Schweigen sitzen. Nur die kleine, dicke und wegen ihrer schweren Fassungskraft allgemein bemitleidete Rosalie erhebt sich.

Vorsteherin: „Nun, meine Liebe, wie heißt sie?“

Rosalie (schüchtern): „D — D“

Vorsteherin: „Was sagst Du mein Kind? Ich verstehe nicht.“

Rosalie (errötend niederblickend, stotternd): „D — Offi — Offizier!“

#### Vorsicht.

Mann: „Liebe Frau, gib mir doch meinen Sonntagsrock heraus.“

Frau: „Wozu denn, lieber Karl, es ist doch heut erst Sonntagabend?“

Mann: „Das wohl, aber ehe ich wieder nach Hause komme, wird es wohl Sonntag sein.“

#### Ableitung.

A.: „Wenn meine Frau Klavier spielt, dann werde ich böse!“

B.: „So? Und wenn ich böse bin, dann spielt meine Frau Klavier!“

#### Ein glückliches Paar.

A.: „Ich harmoniere sehr mit meiner Frau!“

B.: „Wirklich?“

A.: „Ja! Sie sieht nur meine Fehler, ich sehe nur ihre Fehler!“

#### Kunstkenner.

A.: „Guten komme ich von Cornelias Konzert...“

B.: „Wie hat sie denn gespielt?“

A.: „Ganz ausgezeichnet, man konnte sein eigenes Wort nicht hören!“

#### Zeitbild.

„Aber um alles in der Welt! Warum wollt Ihr Euch denn scheiden lassen?“

„Ach, ich möchte mal so recht frei und glücklich mit meiner Frau leben.“

#### Deplaciert.

Schauspieler: „Herr Direktor, Sie sehen, ich kann nicht spielen, ich bin krank.“

Direktor: „Ach was, spielen Sie hier keine Komödie!“

#### Weinlicher Schluss.

Dichterling: „Sie begreifen nicht, was heutzutage all für ein Unsinn gedruckt wird!“

Freund: „So, haben Sie einen Verleger gefunden?“